

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1926

25.4.1926 (No. 17)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

15. Jahrg. No 17



25. April 1926

Konrad Winterer / G. S.

Sprachpsychologische Betrachtungen über Volkskunst.

Jeder Mensch gebraucht tausendmal im Leben Ausdrücke, wie: es blüht, es donnert, es regnet, es schneit und es hagelt.

Trotz aller Lehren der Religion, die uns einbläute, daß Gott blühen, donnern, regnen und schneien läßt, sagt man doch immer wieder nicht er schneit, oder läßt schneien, sondern es schneit, es blüht, es donnert usw.

Nur zu Kindern sagt wohl die Mutter, wenn es stark donnert, zur Stärkung ihrer Autorität: „Der liebe Gott schimpft“ oder ähnlich, was wohl mit anderer Namensbezeichnung auch schon die altgermanische Mutter zu ihren Kindern von ihrem Donnergott Thor oder dem Allvater Wodan behauptet haben wird.

Auch das harmlose, sozusagen kindliche Volksprüchwort sagt: „Es regnet“, freilich mit dem Beisatz „Gott segnet“, wobei Gott also ausdrücklich nur für das Segnen, nicht für das Regnen in Anspruch genommen wird.

Da ist übrigens nicht etwa Frömmigkeit, sondern die Macht des Gleichklanges, die Lautharmonie, der Zwangsreim „regnet — segnet“ die Ursache, daß im zweiten Teil der Redewendung, deren erster Teil unpersonlich ist (es regnet), Gott persönlich auftritt usw.

Abgesehen von dieser zur Stärkung der mütterlichen Autorität und aus lautharmonischen Gründen erfolgenden persönlichen Bemühung Gottes heißt es sonst wohl überall unpersonlich: es! —

Liegt nun darin — negativ und unbewußt — eine gesunde Stepis verborgen, die sich trotz aller Religionslehren sagt: man kann eben doch nicht bestimmt wissen, ob ein Gott oder ob Gott regnen läßt und deshalb vorsichtigerweise ganz neutral sagt: es regnet?

Oder ist darin — positiv und mit Absicht — der Ausdruck eines ganz klar ausgesprochenen Naturglaubens festgelegt, der sich sagt: „es regnet“, etwa im Sinne Eduards von Hartmann?

Ist das Regnen, Schneien, Blühen, Donnern ein Ausfluß des Unbewußten in der Natur und sagt der Mensch darum ganz richtig und recht bezeichnend: es schneit, es regnet?

Jeder kann darüber denken, wie er will. Ganz sicher aber denkt der Mensch diesen ganzen Gedankenkomplex nicht folgerichtig zu Ende, sonst müßte er mit der gleichen Berechtigung, wie bezüglich der obengenannten Naturerscheinungen, die er als unpersonliche Vorgänge, also ganz sicher im einzelnen Falle nicht als direkte Neuerscheinungen eines persönlichen Gottes auffaßt und ausdrückt, auch sagen: es denkt, oder: es denkt in mir! — Denn mit noch mehr Recht als bei dem „es regnet“ wäre diese neutrale Ausdrucksweise für das Denken am Platze.

Denkt denn der Mensch wirklich, oder denkt es in uns? Schön drückt Schiller diesen Gedanken im Prolog zu Wallensteins Lager aus, wenn er von Gevatter Schneider und Handschuhmacher meint: „Das denkt wie ein Seltensieder“. Da ist das Denken bewußt unpersonlich ausgedrückt, um zu sagen, daß der Träger nichts Persönliches, Bewußtseinsvolles zutraut: er dem Träger nichts Persönliches, Bewußtseinsvolles zutraut: „Das denkt!“ — Wer manche Vorgänge beim Denken scharf zu beobachten versteht, muß zu dem Schlusse kommen: es denkt in uns!

Wie die Kristalle schieben die Gedanken oft zusammen (oft serienweise), häufen und überstürzen sich — man kommt manchmal der Fülle, der richtigen Hochflut der auf uns einströmenden Gedanken wirklich nicht nach. Jedoch gibt es Menschen, die in gewissem Sinne ihr Gedächtnis, also einen Teil ihrer Gedankenarbeit, in der Gewalt haben, sie förmlich und richtig beherrschen. Ich selbst übte das von jung auf bis heute. Wenn mir ein Wort, ein Name oder sonst etwas augenblicklich nicht einfallen will, so nehme ich mir einfach, unter starker Willenskonzentration, vor, daraufzukommen, denke dann aber von da an nicht mehr daran. Auf einmal und ganz automatisch, fällt mir nach 1, 2, 3 Stunden oder früher das durch den Willen bestellte Gewünschte, ohne Zusammenhang mit dem zuletzt Gedachten, ein.

Da war doch irgend so ein „es“ tätig und hat auf meinen Befehl (Wunsch, Willen) in meiner — wenn ich mich so ausdrücken darf — Gehirnregistratur nachgeforcht und nachdem es in allen Kammern und Zellen gesucht und das Bestellte, Verlangte schließlich gefunden hatte, schleifte das gewisse und ungewisse „Es“ seinen Fund bei und präsentierte ihn mir —

So oder ähnlich kommt einem manchmal der besprochene Vorgang vor — da haben wir schon wieder so einen die Unbestimmtheit ausdrückenden „Es-Ausdruck“: „es kommt mir vor, wie wenn“ usw.

Auf Schritt und Tritt begegnen wir diesem Vorgänge. Man spricht in solchen und ähnlichen Fällen ganz richtig von guten (oder närrischen) Einfällen, die einem wirklich urplötzlich einfallen, also gewissermaßen von außen — und besonders: ohne unser Zutun — in den Kopf einfallen, wie eine Herde Spaten ins Grinastfeld, und wenn man sie nicht schleunigst — wenigstens in den Stichwörtern — festnagelt, sofort wieder unwiederbringlich unter die Schwelle des Bewußtseins untertauchen. Es ist wie ein kaleidoskopartiges „Vor das geistige Blickfeld Treten“ und wieder Abtreten.

Kann man bezüglich gewisser Gedankenvorgänge nicht die Fragestellung wagen: haben in manchen Fällen wir überhaupt Gedanken? Haben nicht die Gedanken uns?

Ebensodasjelbe gilt auch oft von den Gefühlen: Hat der Mensch Gefühle? Darauf kann man die resignierte, zweifellos scharf beobachtete und dem Leben abgelaufene Antwort geben: Nein, die Gefühle haben uns — unter der Fuchtel; oft wenigstens sind wir ihre Sklaven.

Vom Gefühl des Zorns und der Wut sagen wir ja ausdrücklich: „es hat mich eben gepackt!“ Da ist klar gesagt, daß das Gefühl des Zorns den Menschen (d. h. seinen Verstand) gewissermaßen vergewaltigt und zu sinnlosem Tun verleitet habe.

Sehr schön finde ich diese Tatsache, daß in einem gewissen Sinne alle Gedanken, nicht nur diejenigen, von denen der Psychiater spricht, Zwangsgedanken sind, in der lateinischen Sprache ausgedrückt: cogito, heißt, ich zwingen, und das davon abgeleitete Iterativum cogito heißt ich denke. Ist nun durch die Verwandtschaft der Worte psychologisch kein eine Verwandtschaft auch der Begriffe ausgedrückt oder angedeutet? Liegt im Denken ein gewisser Zwang?

Zwingt nicht nur Liebe den schlechten Dichter zu dem Reime Triebe und Herz zu Schmerz — ist jeder Gedanke unter irgend einem Gesichtswinkel so ein Zwangsprodukt und kennen wir in unserer Dummheit nur nicht die geheimen inneren Zusammenhänge?

Auch dem Dichter schwebt solch ein Zusammenhang vor, wenn er von der Sprache spricht,

„die für dich dichtet und denkt“.

Da ist ausdrücklich das Selbstdenken ausgeschlossen oder, durch die Tätigkeit der Sprache, stark eingeschränkt.

Man fühlt in der Tat intuitiv so etwas wie einen Zwang, wie eine Anziehung, ein materielles Wirken. Wenn Denken wirklich nur eine Funktion des Hirns — also etwas rein Materielles — ist, dann sind also auch die Gedanken etwas Materielles, und es müßten die Gedanken sich gegenseitig, wie alle andere Materie auch, wie die Masse die Masse, anziehen; das erklärte das oft haufenweise (serienweise) Auftreten von Gedanken und ganzen Gedankenkomplexen.

Oder wird eine spätere Zukunft die Gedanken vielleicht als irgendwelche Strahlen oder Strahlenwirkung nachweisen?

Warum sollte das nicht sein?

Schon lange halten ja die Psychiater — und das wohl mit Recht — all sogenannten Geisteskrankheiten nur für eine besondere Gruppe von körperlichen Erkrankungen.

Hirn, Rückenmark und Nerven — das ist die Psyche, die Seele und fast alle bekannten Sprachen kamen vom Hauch und Atem, also von etwas ganz Materiellem und Körperlichem, zu dem Begriffe Seele.

Das Volk in seiner Gesamtheit, das Wahrheiten oft schon jahrhundert- und jahrtausendlang als solche fühlt und ahnt — und was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfall ein firdlich Gemüt“ (Schiller, Worte des Glaubens) — die von der Wissenschaft erst lang hintennach als wirkliche Wahrheiten erkannt und anerkannt werden, sagt auch sehr richtig in bezug auf das Denken neben „mir ist eingefallen“ auch: „mir ist der Gedanke gekommen, daß usw.“

Also ohne unser Zutun war er auf einmal da: es hat gedacht in mir! Mit solchen Redewendungen wird das Unpersönliche bezeichnet, etwas Unveranlaßtes, Ungevolles!

Auch das Dämonische in Dichternaturen und in sonstigen Sondermenschen liegt wohl in der gleichen Richtung. Es wird als dämonisch empfunden, weil es ohne unser bewußtes Zutun zustande kommt. Deswegen wurde ja von Lombroso Genie und Verstand als verwandt behauptet. Und spricht nicht Shakespeare im „Sommernachtsstraum“ einen ähnlichen Gedanken aus: The poet's eye, in a fine frenzy rolling — „des Dichters Aug‘ in schönem Wahnsinn rollend“.

In der Tat zeigen sich bei Irren, wie bei manchen Genies wenigstens in gewisser Hinsicht ganz analoge Erscheinungen. Die Eingebungen, also inneren Stimmen, der Dichter sind ja bekannt. Und auch der Narr „hört Stimmen“.

Das Unpersönliche des Denkens drückt auch die Redensart aus: „seinen Gedanken A und B geben“.

Da sieht man förmlich, wie das Ich daßt und auf das wartet, was das „es“ ihm zuliehet, eingibt.

Die ganze Hexenwahnvorstellung ruht zum Teil auf solchen „Eingebungen“, wenn die armen Lüder sich in psychotischer Verwirrung selbst als Hexen bekennen.

Noch heute spricht das Volk von Häusern, von Ruinen und Burgen, in denen „es spukt“.

Auch hört man wohl von einem Orte: „es geht dort um“, oder einfach: „es ist nicht geheuer“, oder: „es geistert“.

Also immer wieder das Unbestimmte, das Unerklärliche und Geheimnisvolle, das „es“!

Und alle die Gedanken, die so ganz plötzlich kommen, und von denen man nicht weiß, von wem sie kommen, all das Unbestimmte wird treffend mit dem selbst unpersonlichen „es“ ausgedrückt.

Daß die Grammatiker das „es denkt“ die dritte Person nennen (es ist gar keine Person, ja, sogar der Gegenstand einer solchen), ist grammatischer Spug oder Unfug.

Wir haben also gefunden, daß „es denkt“ gerade so richtig und berechtigt wäre, wie das gebräuchliche „es blüht“ und „es donnert“; nicht mehr, aber auch nicht weniger.

„Es denkt“ ist in der Tat auch so eine Art von „es existiert in uns“; in diesem Falle aber der Geist, nicht die Geister! Die sprachliche Analogie gibt aber zu „denken“.

Das Volk empfindet auch Gefühle, wie wir vorhin gesehen haben, wenn sie in verstärktem Maße auftreten, als etwas Unpersonliches. So sagt man ja auch: „es kocht in mir“, oder: „es gärt in ihm“. Was „es“?

Mit diesem unbestimmten „es“ drückt das Volk intuitiv das Unbestimmte, Ungeklärte, das Unerklärte und Unerklärliche eines Vorganges aus, so etwa wie die Weisheit der alten Socrates-Regel: „Was man nicht definieren kann, das sieht man als ein Neutrum an“. Unter „es“ ist so eine Art Neutrum: es blüht, es donnert, es gärt, es kocht!

Gerade so unbestimmt gehalten ist auch die Volksredensart: „es ist ihm im Gesicht geschrieben“, zu ergänzen ist da nämlich etwa: „was für ein schlechter Kerl er ist“.

Weiter sagt fast jeder wohl täglich einmal statt ich freue mich, oder ich fühle Reue: es freut mich, es reut mich! Warum auch da immer „es“?

Weil das Volk nicht zurechtkommt und sich nicht erklären kann, wie solche Gefühle zustande kommen, drückt es sich vorsichtigerweise unpersonlich, neutral aus. Es lehnt gewissermaßen die Verantwortung ab, das „Ich“ will nichts damit zu schaffen haben und sagt „es“.

Ja, sogar in Fällen, wo man wirklich und genau weiß, daß eine ganz bestimmte und bekannte Person in Frage kommt, z. B. beim Läuten, sagt man nicht „der Küster oder Mesner läutet“, sondern man hört überall, „es läutet“, „es läutet Mittag“, oder „es läutet Betzeit“, oder in Dörfern „es läutet End aus“, wenn jemand gestorben ist (Psalz).

Warum denn da nicht: er läutet, der bekannte Mesner Maier oder Müller? Weil dieser für das Volk gar nicht in Betracht kommt. Es ist wirklich egal, wer läutet, die Hauptsache ist das Läuten, und das Läuten ist keine Person, es ist unpersonlich: es läutet!

Gerade so „es brennt“. Der Ruf „es brennt!“ geht wie ein Lauffener um — auch unpersonlich, wenn man aber sagt: „Der Maier ist abgebrannt“, so fühlt das Volk so etwas heraus, wie wenn „er“ persönlich mit Streichhölzern beteiligt gewesen wäre.

Weiter: warum sagt man „es friert mich“, aber „ich schwitze“?

Psychologisch sehr fein unterscheidet da das Volk wieder zwischen der ohne unser Zutun entstandenen und empfundenen Kälte (Winter) und sagt da unpersonlich und neutral: „es friert mich“, aber wenn ich mich heißelaufen oder sonstwie warmgearbeitet habe, wenn also persönliche Leistung vorliegt, dann sagt man, wegen der persönlichen Verursachung auch persönlich: „ich schwitze“ und nicht dem „es friert mich“ analog: „es schwitzt mich“.

Da liegen feinste Unterschiede, die einem im Leben indessen kaum auffallen.

Es wäre aber interessant und gewiß auch wertvoll, solche Sachen einmal systematisch zu untersuchen. Man fände da auf feinste psychologische Beobachtungen, die auch an das Gebiet der Poesie streifen.

Man kann sogar fast sagen, es liege so etwas wie Poesie in diesem unbestimmten „es“, und in der Tat findet das „es“ gerade auf poetischen Gebieten weitestgehende Verwendung.

Man denke sich einmal in dem bekannten, wunderschönen Gedicht: „Es steht ein Wirtschaftshaus an der Lahn“ die unbestimmte Bezeichnung „es“ weg und das Lied würde so beginnen: „Ein Wirtschaftshaus steht an der Lahn“ — das klänge übel, trivial, unpoetisch, unfein, ganz abgesehen von verstehnißvollen und musikharmischen Gründen!

Gerade so ist's mit „es zogen drei Burschen wohl über den Rhein“ und bei so vielen andern.

Und wie im Volkslied, spielt im Märchen das „es“ eine gewisse Rolle. Ich erinnere hier nur an den typischen Anfang alter Mähdchen: „es war einmal“!

Da haben wir wieder solch ein Imponderabile der Kunst, der Volkskunst, wie die Wortverkleinerung im Märchen eines ist.

Die möglichst unbestimmte Ausdrucksweise, die dem Leser oder Hörer vieles zu erraten ausgibt, scheint im Wesen der Poesie zu liegen.

Ein Blick in ein Zitatewerk zeigt uns, daß auch in der dramatischen Poesie das „es“ vielfach angewandt wird. So bringt der bekannte Büchmann über 80 „Es-Zitate“, wie:

„Es ändert sich die Zeit usw.“ (Zell).

„Es erben sich Geies und Rechte . . .“ (Faust).

„Es bildet ein Talent sich in der Stille . . .“ (Tasso)

und all die vielen mit Anwendung des unbestimmten „es“ gebildeten Stellen.

Der Mensch läßt sogar seinen Herrgott meist von sich selbst nicht mit dem „ich“, sondern auch nur mit „es“ sprechen: die Evangelien lassen Christus z. B. seinen eben eintretenden Tod nicht etwa durch die persönliche Fassung, wie „ich sterbe“ ankündigen, sondern mit „es ist vollbracht!“ Gerade so sagen wir von einem Sterbenden: „es geht zu Ende mit ihm“. Da ist nochmals das große Geheimnis des Lebens (und Sterbens) durch das geheimnisvolle „es“ dargestellt.

Bei der Erschaffung der Welt spricht Gott nicht von sich: „ich will, daß Licht werde, sondern: „Es werde Licht!“

Und sowohl im Drama heißt es: „Es lebt ein Gott, zu strafen und zu rächen“ (Zell), als auch im Volkslied „Es ist bestimmt in Gottes Rat“.

Auch die schönsten Kirchenlieder wirken gerade durch ihre unklare „Es-Ausdrucksweise“, die aller weiteren Phantasie und religiösen Schwärmerei freien Raum gibt, ganz besonders:

„Es ist ein Ros entsprungen“ und

„Es ist das Heil uns kommen her“, sowie:

„Es kommt ein Schiff gefahren“.

Das Geheimnis der Weihnacht wird durch die unpersonliche Fassung des Eingangs dieser Lieder gleich in eine mystische Richtung gerückt und es entsteht so eine Art geistig-geistliches Fluidum, das den Hörer in Bann schlägt.

Solche unbestimmten und unbestimmbaren Gefühlsschwüngen werden durch das unscheinbare Wörtlein „es“ vortrefflich urteilhaft.

Auch in profanen Gedichten verfehlt es, von Meistern des Wortes gehandhabt, seine Wirkung nicht.

Wie eigenartig wirkt in Schillers „Laufer“ die Stelle: „Da froch's heran, regte hundert Gelenke zugleich.“ Und in Schlegels Uebersetzung des Hamlet, bei der Wiederkehr des Geistes: „Schau, wie es da wieder kommt!“ — Darin liegt nicht nur eine starke Spannung, sondern auch ein gruseliges Ahnen und Ahnendes Fürchten.

Es ist ein künstlerischer Kunstgriff, den das Volk in Redensarten und Märchen, den die Dichter in Liedern und Dramen verwenden.

Man fühlt instinktiv, warum das Volk und seine Dichter im Volkslied und anderen Poesien so gerne nach dem „es“ greifen.

Es beruht das gleichfalls auf einem Volkskunstgesetz, das auch ein psychologisches ist, wie die Verkleinerungsform im Mädchen.

Die Ausdrücke es blüht, es donnert, es schneit, es hagelt und es regnet bezeichnen das unerforschliche Walten der unpersonlichen Naturkräfte.

Vielleicht hat sich, als das Christentum sich an die Stelle unserer alten germanischen Volks- und Naturreligion setzte, ein Teil der religiösen alten Anschauungen in Märchen geflüchtet und tauchten da auf in Gestalt von Elfen und Nixen und anderen Erscheinungen und ein anderer Teil mag, weil das Volk nicht mehr von Wodan und Thor, von Odin und den anderen Göttern offen sprechen durfte, aber auch noch nicht absolut überzeugt war vom neuen Christengotte, verblümelnd in die unpersonlichen Bezeichnungen vom „es blüht“ und „es donnert“ gekleidet worden sein —

Jeder konnte bei dieser sozialogen streng neutralen Ausdrucksweise sich dabei den alten Wodan oder den neuen Christengott als den denken, der donnern und blitzen läßt. Es war wirklich ein unbewußtes Kompromiß zwischen den alten und den neuen Anschauungen.

Das Volk hielt noch lange (in manchem bis heute) zäh an der väterlichen Glauben fest und noch heute klingen nach fast 2000 Jahren urehrwürdige heidnische und germanischglaubige Ueberreste aus fast allen christlichen Anschauungen, Festen und Gebräuchen heraus.

So war das unscheinbare Wörtchen „es“ geeignet und imstande, uns verborgenen Gedankengängen einmal nachspüren zu lassen und ohne Zweifel stehen wir da wieder auf uralte Geheimnisse, die im deutschen Gemüt ihren Ursprung haben.

C. A. Voss / Johann Heinrich Voss

(geb. am 20. Februar 1751 in Sommersdorf (Mecklenburg), gest. 29. März 1826 in Heidelberg).

(Schluß.)

Der Mensch und Dichter.

Ueber Voss als Mensch und Dichter hat kein Geringerer als Goethe selbst geschrieben. In der „Jenaischen Allgemeinen Literaturzeitung“ ließ er 1804 über die bei Nicolovius in Königsberg in 4 Bänden herausgegebenen „Lyrischen Gedichte“ von Voss eine eingehende „Recension“ erscheinen. (Abgedruckt in der „Vollständigen Ausgabe letzter Hand“ 1830, Band 33, Seite 146 ff.) Goethe hat sich lange mit dieser Arbeit beschäftigt; er sandte sie endlich mit dem Zusatz ab: „damit sie fertig sei, nicht weil ich sie für fertig halte; ich hätte gerne noch länger daran ausgeputzt.“ Es lag Goethe damals daran, Voss in Jena festzuhalten, er wollte deshalb den Empfindlichen schonen, und so ist die kleine Arbeit ein literarisches und — ein diplomatisches Meisterstück geworden. Goethe umgeht darin jede eigenliche ästhetische Würdigung der Voss'schen Dichtungen. Dafür entwickelt er „den Dichter aus dem Gedicht, das Gedicht aus dem Dichter“, er sucht ihn gleichsam bei seiner Arbeit, in seiner Werkstatt auf. „In ebener, nördlicher Landschaft finden wir ihn, sich seines Daseins freudig, unter einem Himmelsstrich, wo die Alten kaum noch Lebendes vermutheten.“ Und so am Faden der Jahreszeiten, mit dem „vom Pole her stürmenden“ Winter beginnend, schafft er nachdichtend selbst eine kleine Profandylle, indem er die Welt malt, in der Voss lebte und die er in seinen Dichtungen darstellte, und indem er so gleichzeitig den Menschen Voss erklärt, der „wie jeder Schriftsteller sich einigermassen in seinen Werken, auch wider Willen, selbst schildert“.

Auch bei Voss ist ähnlich wie bei Goethe die Art des Vaters für „die Statur, des Lebens ernstes Führen“ bestimmend gewesen. Von der Mutter dagegen hat er wohl den Starrsinn, das leidenschaftlich-heftige Wesen geerbt. — Schon der ganze spätere Voss ist in einer kleinen Geschichte enthalten, die er selbst aus seiner Jugend erzählt: „Ein widerlicher Jude, der lange Daniel genannt, trank auf die Gurkenkost eine Flasche Bier, und ich war allein mit ihm.“ „Du Johann!“, rief er, „spiel amohl uf; hier hoch'n Schilling!“ Ich war gegen Bejuchende nicht spröde mit meinen Klavierstückchen, aber: „Für Geld spiele ich nicht, Jude!“ war die Antwort. Der Jude verfluchte mich und die Mutter befohl. Meine Entschuldigung fand kein Gehör, weil Daniel ein täglicher Gast war; ich sollte durchaus spielen, und spielte nicht. Eine Ohrfeige klatschte, daß das hämische Hebräergesicht schmunzelte: „Ich spiele nicht!“ Die Mutter ließ einen Stock zu holen, während der Jude durch höhngrinsende Ermahnung mich noch mehr stachelte. Jetzt drohte der Stock über mir: ich blieb unbewegt, und Schläge hagelten herab. So ging es geraume Zeit; neue Weigerung, neue Schläge. „Genug!“ sagte der Jude, und bot mir den Schilling für ein andermal. „Behalt dein schäbiges Geld, Mausekel!“ rief ich und fort wütete der Stock, bis der Arm müde war. Mit gestriemtem Rücken lag ich einige Tage krank; die Mutter grämte sich, und bewies mir seitdem schonende Zärtlichkeit. — „Nennt mir“, setzt Voss hinzu, „was ihr wollt, Schwäher der gleichnerischen, nicht deutsch zu benehmenden Humanität; noch heute könnte ich dem Daniel die langen Beine, entzwei schlagen.“

Alles in allem war Voss ein echter Niedersachse, in seiner massigen, edigen Gradheit, in seiner schroffen Eigenwilligkeit, in seinem Gang zur Absonderung und zum Mißtrauen. Ja, man könnte sagen, daß gerade die Eigenschaften, die uns Deutsche vor anderen Völkern nach der Licht- und Schattenseite kennzeichnen, in Voss's Charakter in besonderem Maße vereinigt waren: die Voss'sche unpersonliche Grundfalschheit, die sachliche Gründlichkeit, die Sucht, „die Wahrheit zu bekennen“, das blinde Draufgängerthum — und daneben in schroffem Gegensatz ein unendlich weiches Gemüt, Empfindsamkeit bis zur Schwärmerei, ein Kinder-

herz mit der Freude an allem Kleinen und Kleinsten, an Blumen und Vögeln. „Eine so zarte, in sich gekehrte, von der Welt weg-gewandte Natur“, wie Voss von Goethe bezeichnet wird, bedurfte wohl der stachligen Kruste der Streitbarkeit, um sich zu behaupten und sich durchzusetzen. Konnte sich sein Altersgenosse Goethe, der aus sicheren bürgerlichen Verhältnissen herkam, mit der Abwehrhaltung der Steifheit und der exzellenzenhaften Würde begnügen, so brauchte Voss, der erst die Fesseln der Armut und der sozialen Gebundenheit brechen mußte, stärkere Waffen im Kampfe ums Dasein.

In einem seltsamen Widerspruch steht bei ihm sein Gang zur Absonderung, zur Eigenbrödelei, mit dem Freundschaftsinstinkt, dem er nicht nur in seiner Jugend, in der schwärmerischen Zeit des Gairbundes, sondern auch weiterhin sein Leben lang geschuldt hat. Aber vielleicht findet auch gerade dieser Charakterzug seine Erklärung in Voss's Neigung zur gewollten Beschränkung. „Gebildete, nach Bildung strebende Männer sucht frühe sein Geist, sein Gefühl, auf“ (Goethe). Bewußt oder unbewußt scheint er immer dem Worte des Goethe'schen Thasso gefolgt zu sein: „Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht, verdient nicht, daß die Welt von ihm erfährt.“ So war es wohl weniger die gefühlsmäßige, die sentimentale Seite, die ihn zur Freundschaft führte, als das Bedürfnis, zu lernen, Verständnis zu finden — zu bewundern und bewundert zu werden. Und je weniger sich dies Bedürfnis auf das Allgemeine richtete, je mehr es sich auf einzelne Bevorzugte beschränkte, umso zäher schlossen sich die Ranken um diese Wenigen, umso schmerzlicher wurde der Bruch empfunden, „wenn nicht der Tod, sondern abweichende Meinung, Rückschritt in jenes alte, von unsern Vätern mit Kraft bekämpfte, seelenbedrückende Wesen, ihm einen der geliebtesten Freunde auf ewig zu entreißen drohte.“

Der hervorsteckendste Charakterzug bei Voss ist jenes mächtige Unabhängigkeitsgefühl, jener unbändige Freiheitsdrang, die sich bei ihm nicht nur auf das soziale Gebiet, sondern auf alles Geistige erstreckten. Dieser Urtrieb seines Wesens findet wohl seine beste psychologische Erklärung in der Herkunft des Dichters aus der Finsternis und Enge der Leibeigenschaft. Glaubt er seine Freiheit bedroht: „dann fährt er auch den Rhein gelegentlich mit Tränenflut“, „dann läßt er es an Heftigkeit der Worte, am Gewicht der Invektiven, nicht fehlen“, „dann bewegt sich sein Geist in Leidenschaft, dann steht der friedliche Mann auf, greift zum Gewehr, und schreitet gewaltig gegen die ihn so fürchterlich bedrohenden Irrsinn, gegen Schnellglauben und Aberglauben, gegen alle den Tiefen der Natur und des menschlichen Geistes entfeindenden Wahnbilder, gegen Vernunft verfinsternde, den Verstand beschränkende Säkungen, Nacht- und Bannsprüche, gegen Verleherer, Baalspriester, Hierarchen, Pfaffengezucht, und gegen ihren Urahn, den leibhaftigen Teufel. — Sollte man denn — so fährt Goethe fort — solche Empfindungen einem Manne verargen, der ganz von der freudigen Ueberzeugung durchdrungen ist, daß er jenem heiteren Lichte, das sich seit einigen Jahrhunderten, nicht ohne die größten Aufopferungen der Beförderer und Bekenner, im Norden verbreitete, mit vielen anderen, das eigentliche Glück seines Daseins schuldig sei?“

Und in der Tat, das „heitere Licht“ der Aufklärung bedeutete für Voss nicht nur die Quelle seines eigenen persönlichen Glückes, sondern er sah darin auch die Gewähr für das Glück aller anderen, die Voraussetzung sowohl für jede Art menschlichen Fortschritts, wie für eine echte und wahre Religiosität. Den düsteren Uebermächten gegenüber, die jenes Licht bedrohen, kennt er keine Rücksicht, keine Schonung, keine Toleranz.

In einer sehr merkwürdigen Weise verband sich auch in Voss ein sehr ausschließliches Deutlichkeit mit der kosmopolitischen Rich-

tung der Aufklärungszeit. Er haßte die „Gallier“ ebenso, wie das „perfide Albion“, aber er war nichts weniger als völkisch im heutigen Sinne. Er, der alte „Barde“ des Hainbunds ist ein Deutsch-tümmler sein Leben lang geblieben, aber jede nationalistische Haltung war ihm bei seinen eigenen Landsleuten, wie bei anderen Nationen unsympathisch und wesensfremd. Der einengende, auf Zwang gerichtete Zug, der jenem Nationalismus eigen ist, den die französische Revolution hochgebracht hatte und an dem wir schließlich heute noch krank, widersprach seinem Begriff von Freiheit und Menschenwürde. So ist er, wie schon oben gesagt wurde, in vielleicht noch stärkerem Maße wie Goethe ohne jede innere Beziehung zu der geistigen und politischen Bewegung der Freiheitskriege geblieben.

Am anziehendsten ist Vossens Wesen, wo der idyllische, der gemütsstiefe Zug seines Charakters zum Ausdruck kommt: in seiner Häuslichkeit. Eine innigere Lebens-, Geistes- und Ehegemeinschaft als die Vossens und seiner Ernestine ist kaum zu denken. Auch hier der gleiche Drang zur Beschränkung, zur Konzentration. Wie für Voss die Männerwelt nur aus seinen ausgewählten Freunden bestand, so gab es unter den Frauen für ihn auf der ganzen Welt nur eine: seine Ernestine. Keine andere hat je in seinem Leben irgend eine Rolle gespielt. Als er vor der Bekanntschaft mit ihr bei einem studentischen Untrunk den Namen seiner Liebsten nennen sollte, konnte „der arme Schelm, der nun zum Unglück keine hatte“, nur irgend einen gleichgültigen Namen sagen. „Ich liebe“, schreibt er, nachdem er Ernestine das erstemal gesehen hatte, an Brückner, „unaussprechlich, bisweilen bis zur finsternen Traurigkeit, aber auch bis zur höchsten Wonne, wenn mich der Gedanke recht lebhaft überfällt: Das Mädchen liebt dich wieder“. Zwanzig Jahre später ist seine Liebe nicht minder glühend: „Ohne dich, Ernestine, wäre der Himmel kein Himmel für mich“, und als 75jähriger Greis schließt er sie mit den Worten in die Arme: „Du bist mir noch heute eine Braut“. Aber trotz alledem liegt das Außergewöhnliche bei diesem Ehebund vielleicht mehr auf Seiten Ernestines als Johann Heinrichs. Während die Eigenart des ältesten, sehr begabten Sohnes Heinrich im Schatten des überragenden Vaters verkümmerte, während auch aufscheinend bei den anderen Söhnen ein über rücksichtslosse Bewunderung hinausgehendes wärmeres Verhältnis nicht bestand, entwickelt sich Ernestine in den langen Jahren ihrer Ehe gerade aus ihrer Liebe zu dem Gatten heraus zu einer immer stärkeren eigenen Persönlichkeit. Ja, während bei Voss die eigentümlich dichterische Ader um die Mitte seines Lebens versiegte, erhob sich Ernestine immer mehr zum Rang einer großen Erzählerin, einer ersten Prosafik. Ihr leicht und klar wie ein heller Bach hinströmender Stil gewann immer mehr an Natürlichkeit, an Unmittelbarkeit, man kann sagen, an Grazie des Ausdrucks. Man fragt sich, woher diese Frau, die oft keine Magd hatte, die fünf Knaben das Leben schenkte und sie erzog, die daneben einen vielfach fränkischen, anspruchsvollen Gatten zu versorgen hatte, die außerdem mit Leidenschaft der Garten- und Blumenpflege ergeben war, — man fragt sich, woher sie die Zeit und Muße nahm, so emsig die Feder zu führen. Ihre Ergänzungen zu Vossens Lebensgeschichte, ihr Aufsatz über Vossens Verhältnis zu Schiller und Goethe, der Briefwechsel mit ihren Geschwistern, sind in ihrer Art Meisterwerke und zählen unter die schönsten und besten Schilderungen deutschen bürgerlichen Lebens in jener Blütezeit unserer Literatur. Sie wecken unwillkürlich, was die Meisterschaft des brieflichen Ausdrucks anlangt, die Erinnerung an eine andere Heilbergerin, die Pfälzerin Lieselotte.

Der gleiche Zug zäher Beschränkung und stärkster Konzentration, der Vossens menschliches Leben kennzeichnet, gibt auch seiner Dichtung ihr charakteristisches Gepräge. So wurde nicht die freischaffende, schöpferische Phantasie ihr eigentliches Wesen, sondern die treue Wiedergabe der Natur der Wirklichkeit. Goethe hat das so beschrieben: „Wie auf einem ausführlichen Gemälde erblickt man, im Sonnenschein um ihn her, Gras und Kraut so gut als Eichen und Buchen, und an dem Ufer des stillen Wassers fehlt weder das Rohr, noch irgend eine schwellende Pflanze. — Hier begleitet ihn nicht jene ver wandelnde Phantasie, durch deren ungeduldiges Bilden sich der Fels zu göttlichen Mädchen ausgestaltet, der Baum seine Nester zurückzieht und mit jugendlichen, weichen Armen den Jäger zu locken scheint. Einsam vielmehr geht der aemüthvolle Dichter als ein Priester der Natur umher, berührt jede Pflanze, jede Stauden mit leiser Hand und weicht sie zu Oeliedern einer liebevoll übereinstimmenden Familie.“

Mit einem Auge voll seltener Schärfe hat Voss Natur und Wirklichkeit gesehen, in einem Gedächtnis von außerordentlicher Stärke hat er das Gesehene bewahrt und es, durchglüht von

seinem lebhaften Gefühl, zu seinen Dichtungen gestaltet. Und zu dem scharfen Auge gesellte sich ein ebenso scharfes Ohr für Klang und Rhythmus der Sprache. Aus dieser Anlage heraus, vielleicht in einer ihm unbewußt gebliebenen Empfindung von den Grenzen seiner Begabung hat er sich von früh auf mit dem gleichen Interesse wie der Dichtung selbst, den Mitteln der Dichtung zugewendet. „Ihm war das glückliche Los beschieden, daß er den alten Sprachen und Literaturen seine Jugend widmete, sie zum Geschäft seines Lebens erkor. Nicht zerstückeltes buchstäbliches Wissen war sein Ziel, sondern er drang bis zum Anschauen, bis zum unmittelbaren Ergreifen der Vergangenheit in ihren wahrsten Verhältnissen.“ So ward Voss ein Meister der deutschen Sprache, der deutschen Prosa, so hat er sich „sein unsterbliches Verdienst um die deutsche Rhythmit“ erworben.

Dieses Zusammentreffen von positiven und negativen Eigenschaften in Vossens dichterischer Veranlagung befähigte ihn, der große Uebersetzer zu werden, als der er sein Bestes und Unvergänglichstes leistete. „So, mit festhaltender Eigentümlichkeit, wußte er das Eigentümliche jedes Jahrhunderts, jedes Volkes, jedes Dichters zu schätzen, und reichte die älteren Schriften uns mit geübter Meisterhand dergestalt herüber, daß fremde Nationen künftighin die deutsche Sprache, als Vermittlerin zwischen der alten und neuen Zeit, höchlich zu schätzen verbunden sind.“ (Goethe.) Vossens Verdeutschung des Homer ist nicht nur eine vorzügliche Uebersetzung, sondern auch eine Neuschöpfung, über die jetzt mit der Patina des Alters fast der Zauber des Originals ausgebreitet ist. Schon zu Vossens Lebzeiten drängte sich der Vergleich mit Luthers Bibelübersetzung auf; in Worten fast leidenschaftlicher Bewunderung sprach es Schiller, der große Historiker der „Weltgeschichte“, am Grabe des Dichters aus. So ist Voss der große Dolmetscher unserer Nation, der Wegweiser unserer klassischen Literatur geworden, der aus ihrer Entwicklungsreihe nicht hinweggedacht werden kann.

Heute am hundertsten Gedenktage seines Todes darf man sich wohl fragen, was ist von Voss geblieben, was wird von ihm bleiben? — Je tiefer die Sonne sinkt, desto heller bestrahlt sie die höchsten Spitzen, desto mehr hüllen sich die Täler in graues Dunkel: je ferner uns die Lebenszeit Vossens rückt, desto heller leuchten jene Großen seiner Zeitgenossen, Schiller und Goethe, desto mehr tritt er selbst in den Schatten. Reizvoll und fast erheiternd ist es, zu sehen, wie sich das Urteil der Menschen mit dem Abstand der Zeiten verschiebt. Ich habe noch aus der unmittelbaren Familienüberlieferung das Urteil über Goethe und das Verhältnis zwischen ihm und Voss gehört wie es sich einstens aber wohl nicht auf die Familie Voss beschränkt hat, sondern die allgemeine Auffassung weiter Kreise des deutschen Bürgertums zu Beginn des letzten Jahrhunderts war. Zunächst nach der moralischen Seite: bei aller Bewunderung für den großen Dichter blieb Goethe doch immer der Mann der „Nichtfrau“, wie Christiane Vulpius von Ernestine bezeichnet wurde, der Mann, der sein Verhältnis geheiratet hat und von dem man vor Kindern, zumal vor Mädchen, nicht sprach. So ist meine erste Erinnerung an den Namen Goethe eine ähnliche, wie an die Geschichte vom Klapperstorch: das dunkle Gefühl, daß sich dahinter „noch etwas“ verberge, was verschwiegen werde. Sobald der Name Goethe fiel, pflegten sich die großen, aber etwas strengen Augen meiner Großmutter, die Vossens Enkelin war, auf die anwesenden Kinder zu richten, und meist folgte dann bald das verhasste: „Kinder geht's raus, das ist nichts für Euch!“ — Das Verhältnis Vossens zu Goethe ist von Ernestine selbst in einem ebenso überlegten, wie anmutigen Aufsatz geschildert. Mit dem ehrlichen Versuch, objektiv und gerecht zu sein, aber doch durchaus von dem Standpunkte, daß es sich um zwei Gleich-Große auf dem deutschen Parnass handelte. „Ein gewisses Dankgefühl gegen Goethe werde ich mit ins Grab nehmen, wie es auch Voss getan hat“, schließt sie ihre Ausführungen. Heimlich aber sah man doch in der Familie Voss in Goethe so etwas wie ein Plagiator, der in „Hermann und Dorothea“ mindestens in einer nicht völlig loyalen Weise Vossens „Luise“ nachgeahmt hatte. Und auch das ist wohl das allgemein-bürgerliche Urteil der Zeit gewesen, der zweifellos die „Luise“ besser gefallen hat, wie „Hermann und Dorothea“.

Nun ist all dies Menschliche und Allzumenschliche verjunken und vergessen. Und die Fronte des Schicksals scheint es sogar zu wollen, daß Vossens „Luise“ nur deshalb nicht ganz vergessen werden wird, weil sie die Anregung zu „Hermann und Dorothea“ gegeben hat. — Bleiben aber wird Voss als der große Uebersetzer des Homer und vielleicht auch als der deutsche Mann, in dem in so charakteristischer Weise Gemüt und Streikbarkeit, Weltfremdbheit und kosmopolitischer Sinn vereinigt waren.

Helmut Richter / Das Dunkle.

Viele Wege sind wir nun gegangen,
Aber konnten wir an's Ziel gelangen?

Viele Straßen, die wir einst gefahren,
Blicken uns wie Fremde an nach Jahren.

Zeiten wandeln sich und Angesichter,
Doch, was dunkel lastet, wird nicht lichter:

Immer ist's, als müßten wir entgelten,
Daß wir Menschen sind im Tanz der Welten!